

Lukas 15,11–32: Das Gleichnis vom verlorenen Sohn

Predigt am 25. Juni 2006 in der
Bekennenden Evangelisch-Reformierten Gemeinde in Gießen

Lesung

„¹¹Und er sprach: Ein Mensch hatte zwei Söhne. ¹²Und der jüngere von ihnen sprach zum Vater: Gib mir den Teil des Vermögens, der mir zufällt, Vater! Und er teilte ihnen das Gut. ¹³Und nicht lange danach packte der jüngere Sohn alles zusammen und reiste in ein fernes Land, und dort verschleuderte er sein Vermögen mit ausschweifendem Leben.

¹⁴Nachdem er aber alles aufgebraucht hatte, kam eine gewaltige Hungersnot über jenes Land, und auch er fing an, Mangel zu leiden. ¹⁵Da ging er hin und hängte sich an einen Bürger jenes Landes; der schickte ihn auf seine Äcker, die Schweine zu hüten. ¹⁶Und er begehrte, seinen Bauch zu füllen mit den Schoten, welche die Schweine fraßen; und niemand gab sie ihm.

¹⁷Er kam aber zu sich selbst und sprach: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Brot im Überfluß, ich aber verderbe vor Hunger! ¹⁸Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir, ¹⁹und ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen; mache mich zu einem deiner Tagelöhner!

²⁰Und er machte sich auf und ging zu seinem Vater. Als er aber noch fern war, sah ihn sein Vater und hatte Erbarmen; und er lief, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. ²¹Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir, und ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen!

²²Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringt das beste Festgewand her und zieht es ihm an, und gebt ihm einen Ring an seine Hand und Schuhe an die Füße; ²³und bringt das gemästete Kalb her und schlachtet es; und laßt uns essen und fröhlich sein! ²⁴Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; und er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und sie fingen an, fröhlich zu sein.

²⁵Aber sein älterer Sohn war auf dem Feld; und als er heimkam und sich dem Haus näherte, hörte er Musik und Tanz. ²⁶Und er rief einen der Knechte

herbei und erkundigte sich, was das sei. ²⁷Der sprach zu ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat das gemästete Kalb geschlachtet, weil er ihn gesund wiedererhalten hat!

²⁸Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater nun ging hinaus und redete ihm zu. ²⁹Er aber antwortete und sprach zum Vater: Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe nie dein Gebot übertreten; und mir hast du nie einen Bock gegeben, damit ich mit meinen Freunden fröhlich sein kann. ³⁰Nun aber, da dieser dein Sohn gekommen ist, der dein Gut mit Huren vergeudet hat, hast du für ihn das gemästete Kalb geschlachtet!

³¹Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. ³²Du solltest aber fröhlich sein und dich freuen; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, und er war verloren und ist wiedergefunden worden!“ (Lukas 15,11–32)

Einleitung

Wir kommen heute zu dem dritten und letzten Gleichnis einer kleinen Gruppe, in der es jedesmal um etwas Verlorenes geht. Alle diese Gleichnisse beschäftigen sich im Grunde mit dem gleichen Thema, allerdings hebt jedes von ihnen einen anderen Aspekt besonders deutlich hervor. Anhand des Gleichnisses vom verlorenen Sohn sahen wir, daß allein der Herr Jesus Christus durch sein Sühnopfer den hoffnungslos verlorenen Sünder aus der Gottesferne zurück in seine Gemeinschaft holt. Im Gleichnis von der verlorenen Drachme erkannten wir, daß Gott als Mittel, um den Sünder wirksam zu rufen, das Evangelium einsetzt, das er durch seine Kirche verkündigen läßt.

Heute betrachten wir das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Und wie bei den vorigen Gleichnissen liegt auch hier das Hauptaugenmerk nicht auf dem Verlorenen als solchen, sondern darauf, *wer* diesem Verlorenen gegenüber *wie* handelt. Die wichtigste Person im Gleichnis vom verlorenen Schaf war nicht das Schaf, sondern der Hirte, der dem Schaf hinterherlief. Im zweiten Gleichnis stand nicht die Drachme im Mittelpunkt, sondern die Frau, die das Haus nach der Drachme absuchte. Und gleichermaßen ist die Hauptperson heute – das wollen wir gleich zu Beginn feststellen – nicht der verlorene Sohn, sondern sein Vater, der ihn mit einem großen Fest wieder zu Hause empfängt. Wie üblich habe ich die Predigt in drei Abschnitte gegliedert:

1. Der verlorene Sohn
2. Der liebevolle Vater
3. Der zornige Bruder

Der verlorene Sohn

In den beiden vorangegangenen Gleichnissen war das Verlorene stets ein Bild für den natürlichen, sündigen Menschen. Aber aufgrund der Tatsache, daß das Verlorene *gefunden* wird, haben wir dieses Bild auf die Kinder Gottes, die Erwählten, in ihrem natürlichen Stand eingeeengt. Wir hatten im Rahmen der Gemeindefreizeit zur Genüge gehört, daß Gott vor Grundlegung der Welt bestimmte Menschen seinem Sohn übergeben hat. Für diese hat der Sohn, Jesus Christus, in der Zeit sein Heilswerk vollbracht. Für sie tritt er als Hoherpriester ein. Und darin besteht der einzige Unterschied zwischen diesen Menschen und allen anderen. Denn außerhalb von Christus sind sie genauso verdorben und verloren wie alle anderen.

Es besteht also kein Anlaß, die bewährte Auslegung zu verwerfen und in dem verlorenen Sohn etwas anderes zu sehen als den Menschen als solchen, der sich von Gott abwendet und dem eigenen Weg, dem Weg der Sünde folgt. Das wird gleich zu Beginn unseres Textes ganz deutlich gemacht.

Der jüngere Sohn bittet den Vater, ihm seinen Anteil am Vermögen auszuzahlen: „Gib mir den Teil des Vermögens, der mir zufällt, Vater!“ (Vers 12). Das tut er in einer ganz bestimmten Absicht, die er auch sehr bald in die Tat umsetzt: „Und nicht lange danach packte der jüngere Sohn alles zusammen und reiste in ein fernes Land, und dort verschleuderte er sein Vermögen mit ausschweifendem Leben“ (Vers 13). Der Sohn will sich aus dem Staub machen und alles, was der Vater ihm zugesprochen und gegeben hat, für seine eigenen Interessen verwenden.

Daß der Vater niemand anderes als Gott ist, darüber sollte kein Zweifel bestehen. Nicht nur der Inhalt des Gleichnisses macht dies deutlich, sondern vor allem der Hintergrund, vor dem Jesus dieses Gleichnis vorträgt. Wir erinnern uns, daß diese Gleichnisse eine Antwort auf die Unzufriedenheit der Pharisäer war, die nicht wahrhaben wollten, daß der Messias die Sünder und Zöllner aufsuchte und mit ihnen Umgang hatte. Am Schluß des Gleichnisses wird diese Parallele ganz deutlich, wie übrigens auch in den beiden vorigen Gleichnissen. Der Vater ist Gott, der den Sünder empfängt und aufnimmt.

Aber soweit ist es noch lange nicht. Zunächst stehen wir vor der Tatsache, daß dieser Sohn, der jüngere, den Vater und sein Haus verläßt und sein Vermögen, möglicherweise sein Erbe, nach eigenem Gutdünken verwendet, besser gesagt: verschwendet.

In 2. Chronik 29,5 bekennt der König Hiskia gegenüber den Priestern:

„Unsere Väter haben sich versündigt und getan, was böse ist in den Augen des HERRN, unseres Gottes, und haben ihn verlassen; denn sie haben ihr Angesicht von der Wohnung des HERRN abgewandt und ihr den Rücken gekehrt.“

Sich von der Wohnung des Herrn abwenden, ihm den Rücken zuwenden, sich nicht in seinen Dienst stellen und alle seine Gaben selbstsüchtig verschleudern: das ist die Sünde als solche.

Was hat der Sohn vom Vater erhalten? Seinen Anteil. Natürlich haben wir im Rahmen dieses Gleichnisses an Geld und Besitz zu denken. Aber wenn wir darüber hinausblicken, dann fallen uns neben materiellen Reichtümern noch viele andere Dinge ein: Gesundheit, Talente, Fähigkeiten, Freundschaften, Familien – alles, was uns nach der Vorsehung Gottes zukommt, müssen wir hier mit einschließen. Alle diese Dinge haben wir nicht selbst erschaffen, sondern Gott schenkt sie uns. Sie fallen uns nicht immer direkt aus den Wolken in den Schoß, sondern wir erwerben sie zu einem großen Teil über Umwege – aber ihre erste und ursprüngliche Quelle ist nicht der Mensch oder die Natur oder was auch immer, sondern allein Gott.

Mit all diesen Gaben ausgerüstet, haben wir von Gott einen Auftrag erhalten: Setzt sie zu meiner Ehre ein! Gott erwartet Dank. Er erwartet Verantwortungsbewußtsein. Er erwartet Früchte aus diesen Gaben.

Aber an diesem uralten Auftrag scheitern wir seit Adams Tagen kläglich. Vielmehr machen wir es wie der junge Mann im Gleichnis: wir verschwenden unser Vermögen. Wir setzen es nicht so ein, wie es vorgesehen war, sondern für andere Dinge. Anders gesagt und um auf einen aktuellen Begriff aus der Politik zurückzugreifen: Wir setzen diese Mittel „zweckentfremdet“ ein – und genau dadurch verschwenden wir sie.

Wie sieht diese Verschwendung konkret aus? Der Sohn wird eines „ausschweifenden Lebens“ bezichtigt (Vers 13). Das ist natürlich eine sehr eindrückliche Umschreibung. Völlerei, Luxus, Hurerei, Machtgelüste, Bestechung: der Markt der Eitelkeiten hält unendlich viele Angebote bereit. Wir können uns ausmalen, in welchen finsternen Abgründen der junge Mann umherwanderte, mit Geld um sich werfend, die angeblichen Annehmlichkeiten des Lebens genießend – und keinen einzigen Gedanken an sein Zuhause verschwendend. So geht es jedem Menschen, auch uns. Hierin gleicht der Sohn dem Schaf, das in den Felsklüften umherirrt, und der Drachme, die in einer finsternen Ecke des Hauses im Staub liegt.

Auch wenn äußerlich alles wunderbar und angenehm erscheint, sieht die Wirklichkeit ganz anders aus. Und die Finsternis, das Elend, in das sich der Sohn selbst geworfen hat, das holte ihn jetzt sichtbar ein. Es kam nämlich eine Hungernot über das Land, und zwar gerade in dem Augenblick, als er den letzten Cent zum Fenster herausgeworfen hatte. Der schöne Schein, der alles überdeckt, verblaßt abrupt, und die sündige Welt zeigt sich in ihrem Elend. Gottes Gaben sind aufgebraucht, der Mensch ist auf sich selbst angewiesen, und schon ist es vorbei mit seiner Herrlichkeit. Die Menschen können prahlen und glänzen mit ihrem Besitz und ihren Fähigkeiten, aber wenn diese, aus welchem Grund auch immer, nicht mehr verfügbar sind, dann ist da nichts mehr. Der Mensch kann nicht sagen: „Es werde Geld!“, und schon ist er reich. Er kann nicht rufen: „Es werde Wissen!“, und schon ist er unübertroffen gebildet und klug. Das funktioniert nicht, hat noch nie funktioniert. Alles, was wir sind und haben und können, erhalten wir von Gott. Und wenn diese Quelle versiegt, bleibt nichts übrig.

Es dauert lange, bis wir das begreifen. Der Sohn, der nun anfang, Mangel zu leiden, „hängte sich an einen Bürger jenes Landes; der schickte ihn auf seine Äcker, die Schweine zu hüten“ (Vers 15). Der Sohn hatte nichts begriffen. Der Güterfluß war – bildlich gesprochen – unterbrochen, als hätte jemand das Flußbett verstopft. Aber anstatt nun zur Quelle zurückzugehen, rannte der Sohn hinter den letzten Wasserrinnsalen her, die das Flußbett hinabließen. Er hängte sich an einen Bürger des Landes. Wörtlich heißt er hier: Er „klebte“ an ihm. Er kam nicht von dem einst so schönen Land los. Er klammerte sich an diesen Mann wie an den letzten Strohalm. Und er sank in den unbeschreiblichsten Abgrund hinab. Er hütete die Schweine, und in seiner Not drängte sich sogar mit ihnen an den Trog, um wenigstens etwas Schweinefutter zu essen zu bekommen, aber selbst vom Trog wurde er zurückgestoßen.

Die damaligen Hörer Jesu wußten sofort, warum der hier gerade Schweine erwähnte. Schweine waren der Inbegriff der Unreinheit. Und ein Mensch, der noch tiefer steht als ein Schwein – das überstieg jedes Vorstellungsvermögen. Der Mensch, der sich gegen Gott erhebt, verunreinigt sich schlimmer noch als ein Schwein. Der muß sich nicht nur wie ein Unreiner ein paar Kilometer außerhalb des Lagers aufhalten, wie wir es aus den Vorschriften des Alten Testament kennen, sondern der muß ganz weit weg. Sein Platz ist die äußerste Finsternis. Das ist die bittere Botschaft dieser Verse.

Aber nun geschah etwas mit diesem jungen Mann, der in die tiefsten Tiefen hinabgesunken war. Vers 17 schildert es uns in wenigen Worten: „Er kam aber zu sich selbst“. Was heißt das?

Daß er zu sich selbst kam, kann doch nichts anderes heißen, als daß er zuvor sozusagen „neben sich“ stand! Als er sich im Schmutz wälzte, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne, als er sein Geld, sein Vermögen, sein Talent in der Welt verschwendete, ja schon, als er aus seinem Vaterhaus auszog, war er von Sinnen. Nicht daß er unzurechnungsfähig gewesen wäre, nicht daß er unbewußt gehandelt hätte – keineswegs. Er wußte genau, was er tat. Er kehrte seiner Heimat bewußt den Rücken, gab sich wissentlich und willentlich den Verlockungen der Welt hin. Er stand vielmehr „neben sich“ in dem Sinne, daß er seine eigene Bestimmung verfehlte. So wie er sein Vermögen zweckentfremdete, so zweckentfremdete er sich selbst. Er hatte sich dem Reich seines Vaters entfremdet. Wie sich das Schaf von der Herde und dem Hirten entfernt hatte, wie die Drachme aus dem Geldsack gefallen war, so hatte sich dieser Sohn von seiner eigentlichen Bestimmung abgewendet, gerade weil er sie nicht anerkennen wollte.

Aber nun kam er zu sich selbst. Und achten wir genau auf die Gedanken, die ihm durch den Kopf gehen. Er sieht sein Elend. Das steht ihm vor Augen. Aber er denkt nicht etwa zurück an die glorreiche Zeit in Saus und Braus, als er sein Vermögen mit vollen Händen ausgegeben hatte. Das könnte man doch erwarten, oder? Aber nein, er ist ja „zu sich selbst“ gekommen! Und darum denkt an den väterlichen Hof! Er denkt an die Geringsten im Haus

seines Vaters und vergleicht ihren Stand mit dem seinen. Seine Erinnerung wird zu einem Spiegel, in dem er sich selbst in all seinem selbstverschuldeten Elend erblickt.

Wir lesen nicht, wie es genau zu diesem Sinneswandel kam. Das ist auch nicht das Thema dieses Gleichnisses. Wohl aber können wir sagen, daß der miserable Zustand, in dem dieser Mann verkehrte, die Prüfungen und Heimsuchungen, die ihn ereilten, in diesem Prozeß durchaus eine Rolle gespielt haben. Sie sind nicht der Auslöser, aber ein Mittel. Seien wir ehrlich: Wann fragen Menschen nach Gott? Wann schreien sie nach seiner Hilfe? Wenn die Welt rosarot und angenehm ist? Nein, wenn die Not kommt, die Gefahr, die Todesangst. Dann wird wenigstens die vage (und, nebenbei gesagt, äußerst dumme) Frage gestellt: „Wo ist Gott in diesem Augenblick?“ Das muß nicht, aber kann eine Tür sein, durch die das Wort Gottes Eingang findet. Denn es ist allein das Wort Gottes, daß uns eigentlich und wirklich „zu uns selbst“ kommen läßt, daß uns aus unserem Todesschlaf aufschreckt, daß uns ruft, so wie Jesus ins Grab hineinrief „Lazarus, komm heraus!“, und Lazarus kam heraus (Johannes 11,43).

Kein noch so großes Elend kann uns dazu zwingen. Keine noch so geschickten Versprechungen führen uns dahin. Nur Gottes Wort. Und in diesem frühen Stadium vor allem sein Gesetz, in dem er uns den Spiegel vorhält und uns zeigt, wer und was wir sind, wie unendlich tief wir vor dem hoherhabenen, heiligen Gott gefallen sind und wie streng das Urteil ist, das uns erwartet. Darum kann dieser elende, nichtsnutzige Sohn jetzt zu sich selbst sagen: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir, und ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen; mache mich zu einem deiner Tagelöhner!“ (Verse 18–19). Er erkennt seine Schuld. Er geht mit zitternden Knien. Er weiß, daß er nicht den geringsten Grund hat, auf Vergebung zu hoffen. Er kann nichts vorweisen. Aber er geht, um sich zu erklären, um zu seinem Vater zu sagen: „Ich bin ein elender Sünder. Du und der Himmel, ihr seid meine Zeugen. Ich unterwerfe mich deiner Gerechtigkeit.“

Der liebevolle Vater

So schleicht er zum Hof seines Vaters. Dreckig, stinkend, zerlumpt, mit hängenden Schultern, vor Angst zitternd, voller Zweifel, was ihn wohl erwarten wird. Aber als er noch fern ist, hat ihn der Vater schon erblickt. Doch was tut der Vater? Er setzt nicht etwa sein grimmigstes Gesicht auf, stemmt die Fäuste in die Hüften und erwartet den Sohn mit finsterner Miene vor dem Tor – nein. Dieser alte, gebrechliche Mann nimmt die Beine in die Hand und läuft, so schnell er kann, seinem Sohn entgegen! Und ehe der noch sein wohlüberlegtes, sorgsam geplantes Sprüchlein aufsagen kann, fällt ihm der Vater um den Hals und herzt und küßt ihn.

Ist das nicht ein wunderbares Bild für die Liebe, die Gott für sein Volk empfindet? Er hat uns geliebt und uns durch den Tod Jesu Christi mit sich versöhnt. Und wann ist das ge-

schehen? Nachdem wir unsere Sünden erkannt hatten? Nachdem wir sie ihm gegenüber bekannt hatten? Nachdem wir ein Übergabegebet gesprochen hatten? Nein, sondern „als wir noch Feinde waren“, wie der Apostel Paulus in Römer 5,10 ausdrücklich feststellt. Es ist, als hätte dieser Vater all die Monate und Jahre ungeduldig Ausschau gehalten nach seinem verlorenen Sohn, als hätte er ständig den Horizont abgesucht, in die Richtung geblickt, in die er einst entschwunden war, in der Hoffnung, nein, in der Gewißheit, daß der Sohn eines Tages wieder auftauchen würde. Und darum ist diese Freude des Vaters kein spontaner, zufälliger Gefühlsausbruch, sondern hier wird in Wahrheit eine lange Vorfreude endlich erfüllt.

Und der Sohn? Der wird von dieser unverhofften Begegnung geradezu erschlagen. Aber wie ist seine Reaktion? Vergißt er alles, was vorher war, und arrangiert sich mit der Freude des Vaters? Nein. Er bleibt bei seinem Bekenntnis, denn das hat nichts von seiner Wahrheit verloren. Das gilt immer noch: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir, und ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen!“ (Vers 21). Egal, wie laut Gott uns zuruft, daß er uns vergeben hat, daß er uns liebt, ja, uns immer geliebt hat, immer wieder müssen wir vor ihm und vor uns selbst bekennen: Wir haben das nicht verdient. Wir haben nicht den geringsten Grund vorzuweisen, der uns ein Anrecht auf Gottes Liebe und Zuneigung gebe. Wir müssen uns immer bewußt sein, daß wir vor Gott stehen wie dieser Sohn in seinen schmutzstarrenden Schweinehirtenlumpen. Gottes Liebe haben wir uns nicht verdient. Die hat ein anderer uns verdient. Die hat allein Jesus Christus durch seinen vollkommenen Gehorsam erworben. Darum gilt immer wieder: „Wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn“ (1. Korinther 1,31). Denken wir zurück an das Gleichnis von der Platzwahl (Lukas 14,7–11). Wer von sich aus zu den obersten Plätzen drängt, der wird tief fallen. Aber wer im Bewußtsein seiner Unwürdigkeit voller Demut in der Tür stehen bleibt, der wird erhöht werden. Wir waren tot, und sind wieder lebendig geworden; wir waren verloren, und sind wiedergefunden worden, vgl. Vers 24.

So ist es auch hier im Gleichnis. Wir wollen nicht auf alle Einzelheiten des nun geschilderten Festes eingehen, in dem der Vater seine Liebe und Freude ausdrückt. Aber alle darin erwähnten Elemente, das Festgewand, der Ring, die Schuhe, das gemästete Kalb, zeigen, daß der verlorene und wiedergefundene Sohn in eine unerhörte Ehrenposition versetzt wird: Das Festgewand als Zeichen der Reinheit und Gerechtigkeit, der Ring als Siegel der Macht und Herrschaft, die Schuhe, die ihn von den barfüßigen Knechten unterscheiden, uns aber andererseits auch an die Waffenrüstung in Epheser 6,15 erinnern, wo sie mit der „Bereitschaft [zum Zeugnis] für das Evangelium des Friedens“ gleichgesetzt werden, und das gemästete Kalb als Inbegriff des großen Festmahles, also der ewigen Freude in der Gemeinschaft mit Gott. Übrigens können wir durchaus unterstellen, daß all diese Dinge nicht schnell herbeiorganisiert werden mußten, sondern daß von Anfang an sie für diesen verlorenen Sohn bereitlagen.

Der zornige Bruder

Und so herrschte große Freude auf dem Hof. Außer bei einem. Der ältere Bruder des Zurückgekehrten schuftete sich auf dem Feld ab, und als endlich heimkam, wurde er von dem Fest überrascht. Das muß ihn sehr irritiert haben. Ein Fest im Haus meines Vaters, und ich, der Erstgeborene, bin nicht informiert? Ich bin nicht dabei? Das war ganz sicher eine herbe Enttäuschung. Und als er sich dann bei einem der Knechte erkundigte, was Sache sei, und der ihn über den Anlaß in Kenntnis setzte, „da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen“ (Vers 28). Und als nun der Vater selbst herauskam und ihm zuredete, sich doch zu freuen über die Heimkehr seines Bruders, da brach sein ganzer Zorn aus ihm heraus.

Sehen wir hier, in dem älteren Bruder, nicht genau die Pharisäer und Schriftgelehrten, die uns am Anfang des Kapitels begegnet sind? „Und die Pharisäer und die Schriftgelehrten murrten und sprachen: Dieser [Jesus] nimmt Sünder an und ißt mit ihnen!“ (Lukas 15,2). Sie wurden in den vorigen beiden Gleichnissen schon als Menschen entlarvt, die glaubten, sie wären in eigener Person gerecht und der Gemeinschaft Gottes würdig. Sie hatten nicht begriffen, daß Gerechtigkeit nicht von innen kommt, sondern daß sie dem Menschen von außen zugesprochen und durch Glauben zugeeignet wird. Und hier, im Gleichnis vom verlorenen Sohn, sozusagen dem Höhepunkt dieser kleinen Reihe, wird das ganze noch deutlicher herausgestellt. Betrachten wir die Beschwerde, die der ältere Sohn vorbringt: „Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe nie dein Gebot übertreten; und mir hast du nie einen Bock gegeben, damit ich mit meinen Freunden fröhlich sein kann“ (Vers 29). Der ältere Bruder erkennt nicht, was hier los ist. Er ist heillos verstrickt in sein Weltbild von der Werkegerechtigkeit: „Ich war immer treu und fleißig und fromm – wo ist meine Belohnung? Ich hätte gern einmal mit meinen Freunden feiern wollen – nicht unbedingt mit dir und deinen Knechten, aber mit meinen Freunden, mit Gleichgesinnten, aber du undankbarer Alter hast mir nicht einmal eine magere Ziege gegeben.“ Worauf der Vater ihm in die Parade fährt: „Was willst du eigentlich? Du hast doch alles. Du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein“ (vgl. Vers 31). Und damit gleichsam der Vorwurf: Du hast all die vorgeblich guten Werke nur getan, weil du dir Anerkennung und hohes Ansehen vor mir erwerben wolltest. Du bist in deiner ganzen Wesen und Werk nur auf Eigennutz aus. Du dienst mir nicht aus Freude und um mich zu ehren, sondern nur aus Selbstsucht.

Nein, dieser Sohn hat wirklich kein gutes Verhältnis zu seinem Vater. Bezeichnend: Er redet ihn nicht ein einziges Mal mit ‚Vater‘ an. Ist das nicht bemerkenswert? Und auf seinen Bruder verweist er mit den abfälligen Worten „dieser dein Sohn ... der dein Gut mit Huren vergeudet hat“. Formal ist das ja richtig. Dem bloßen Buchstaben nach hat er ja recht. Aber weil er am Buchstaben klebt und die ehrliche, lebendige Freude seines Vaters und des ganzen Hauses über die Bekehrung dieses einstigen Taugenichtses nicht erkennt, darum kann er sie

auch nicht teilen. Darum kann er sich nicht freuen. Darum kann er nur mit Verachtung auf seinen Bruder und – jawohl – auch auf seinen Vater herabblicken, der sich ihm selbst gegenüber als so treulos und launisch erwiesen habe.

Und somit werden auch in diesem Gleichnis die Pharisäer und ihresgleichen verurteilt und gewarnt. Denn mit ihrem Naserümpfen über die Sünder und Zöllner zeigen sie, daß sie in Wirklichkeit *keine* Söhne ihres Vaters sind. Sie mögen Kinder Abrahams nach dem Fleisch sein, aber nicht nach dem Glauben.

Schluß

Halten wir fest: Gott liebt sein Volk und jeden einzelnen aus seinem Volk mit einer ewigen, unveränderlichen Liebe. Aber – daß das klar ist: Er liebt uns nicht, wie wir sind, oder weil wir so sind, wie wir sind. Sondern er liebt uns in seinem Sohn Jesus Christus. Ihn kann er lieben, weil er vollkommen ist und so die Liebe des Vaters erwidern kann. Und nur indem wir durch Glauben in Christus eingefügt sind, kann Gott uns lieben. Und genau das tut er und zeigt es uns. Er ist immer bereit, uns zu vergeben, er will und wird uns immer wieder empfangen. Aber diese Wahrheit soll uns nicht in die trügerische Gewißheit versetzen, wir könnten seenruhig sündigen, denn Gott rufe uns ja doch immer wieder zurück. Im Gegenteil: Das Bild des Vaters, der seinem verlorenen Sohn entgegeneilt, soll auch uns ermutigen, voller Vertrauen zu ihm zu laufen – und nicht etwa von ihm weg. Wie sinnlos wäre das denn! Nein, wir sollen seine Gemeinschaft suchen, in seinem Wort, im Gebet, in der Gemeinde. Und wir sollen uns, und das ist der eigentliche Aufruf in diesem Gleichnis, auch aneinander freuen. Denn wir sind alle Glieder eines Leibes, nämlich des Leibes Christi. Und in Christus ist kein Unterschied. Das ist genau die Bedeutung von Versen wie Galater 3,28:

„Da ist weder Jude noch Grieche, da ist weder Knecht noch Freier, da ist weder Mann noch Frau; denn ihr seid alle einer in Christus Jesus.“

Dieser Vers ist kein Aufruf zur Einebnung aller natürlichen und gesellschaftlichen Unterschiede, sondern ein Bekenntnis, daß in Christus alle auf gleicher Stufe stehen. Jeder einzelne von uns ist von Natur aus gleich verdorben und verloren, und jeder einzelne von uns hat nur in und durch Christus den gleichen Anspruch auf Gottes Liebe erworben. Und darum soll im Himmel und hier bei uns Freude herrschen nicht nur über bestimmte Brüder oder Schwestern, sondern über jeden einzelnen, der tot war und wieder lebendig geworden ist, der verloren war, und wiedergefunden worden ist.